

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 63 (1980)
Heft: 4

Artikel: Warum ich Freidenker geworden bin
Autor: Wolfgang, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-412597>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

c) Die Ablehnung jedes Gottesglau-bens, zwar auch im Wissen, dass man nicht weiss, aber nun aus anderen Gründen der praktischen Vernunft: Es ist besser, nicht an Gott zu glauben, weil nur so der Mensch die Verantwor-tung für sich und die Welt ganz über-nehmen muss. «Dass Gott **nicht** ist, ist ein Postulat der praktischen Vernunft.» Offenbarung interessiert nur noch als Lehrstück innerhalb der Katastrophen des menschlichen Geistes, das zeigt, wie die Grundkategorie der absoluten Wahrheit, die Aus-schliesslichkeit, notwendig zur Gewalt führt.

Die katholische Kirche hat von jeher offiziell allein die erste Möglichkeit gelten lassen, zum Unterschied vom Protestantismus, der sich der zweiten geöffnet hat. Sie ist bei der **unité de doctrine** geblieben. Zwar hat auch sie die Vernunft gesucht, aber nur, um den fixierten Glauben eingängiger und plausibler zu machen. Und auch sie hat Zuflucht zu Erneuerungen genom-men, aber nur, um das Lehrgebäude und die Institution zu festigen. Für sie übernahm die Vernunft ausschliess-lich die Funktion der Propaganda für den Glauben. Ratio war die Schlauheit, in den Glauben «hinein zu betrügen» (Kierkegaard). Dass es darüber hinaus etwas wie Freiheit der Argumentation geben könnte, hat sie nie gelehrt und nie versprochen. Eben in dieser Uner-bittlichkeit liegen die Grösse und das Böse dieser Institution: die Grösse in der Konsequenz, die vor keinem Parado-x zurückschreckt; das Böse im An-spruch, ein Anrecht auf Ausübung von Gewalt zu haben: blutig, solange die Macht ausreicht; strukturell, solange die Hierarchie intakt ist; symbolisch, solange es Offenbarung als objekti-vierte Wahrheit gibt. Ausser ihrem Glauben war **alles** Irr- oder Unglaube. Dieses unversöhnliche Entweder-Oder macht es allen andern schwer, auch Menschen, die zwar religiös sind, aber nicht an die Objektivierbarkeit der ab-soluten Wahrheit glauben, zu ihr ein ausserpolemisches Verhältnis zu fin-den. Wer die Vernunft aus Überzeu-gung unterdrückt, darf nicht auf die Freundschaft derer hoffen, die im Glauben lieber auf die Vernunft als auf Offenbarung setzen.

Wer freilich ganz ausserhalb steht, dem bietet der institutionalisierte Of-fenbarungsglaube ein merkwürdiges Spektakel: Er breitet die Arme weltweit

in christlicher Milde aus, um in ihnen die Freiheit seiner Kindheit zu er-sticken. Er predigt die Liebe und übt die Gewalt. Er wirbt mit Charme und kämpft mit Verbissenheit. Er redet von Menschenwürde und greift zur Inquisi-tion.

Aber gerade dieses paradoxe Verhal-ten ist das konsequente. Wenn ein Mensch Gott ist, die absolute Wahr-heit und das absolute Heil in die Welt gekommen sind, kann es keine Wahr-heit und kein Heil ausserhalb geben. Die Gewalt versteht sich dann als ein Akt der Barmherzigkeit gegenüber sonst Verlorenen. Das lehrte schon Au-gustin. Wojtyla macht in dieser Hin-sicht keine Ausnahme — er ist nur konsequent.

Unverständlich werden dann eher Ge-stalten wie Hans Küng. Wie kann man nur glauben, dass Jesus Gott ist; wie kann man nur zum Mitträger einer Insti-tution werden, die diese «Wahrheit» ver-waltet, und wie kann man nur einen Papst überhaupt dulden — wenn man doch frei sein möchte! Wer die absolu-te Wahrheit nur etwas besser heraus-

stellen möchte, meldet letztlich seine Anwartschaft auf den Stuhl des Pap-stes an, und wer dem Konzil die Un-fehlbarkeit zubilligt, übertüncht blass den Totalitarismus mit einer Scheinde-mokratie. Das Ausschliessliche ist eben ausschliessend. Es wird nicht totaliär durch eine Verirrung, sondern es ist in seinem Wesen totalitär, hand-le es sich nun um eine religiöse oder eine politische Heilslehre. Wo aber das Heil sich objektiviert hat, ist das Recht des Menschen ein schwaches Argument.

Das ist der Grund, weshalb wir nein sa-gen — zur Orthodoxie und selbst noch zu ihrer Schein-Liberalisierung. Ein po-sitivierter Offenbarungsglaube ver-trägt sich nicht mit der Freiheit und deshalb auch nicht mit der Würde des Menschen.

Hans Saner, Basel

(Abdruck aus dem «Tages-Anzeiger-Magazin», mit der freundlichen Erlaub-nis des Verlages. Wir stellen diesen Aufsatz zur Diskussion. Die Redaktion)

Warum ich Freidenker geworden bin

Meine Eltern waren an sich nicht reli-giös — mein Vater folgte mir sogar später in die Konfessionslosigkeit. Meine Mutter, die nicht Hebräisch le-sen konnte, hatte ein Gebetbuch in deutsch, befolgte aber alles, was Tra-dition und «gute Gesellschaft» damals vorschrieben, und so wurde mir der Glaube an Gott als notwendige Stütze in Erziehung und Moral eingepflanzt. Diese Idee wurde mit der Zeit zur Zwangsvorstellung, und als meine wis-senschaftliche Schulung immer schärfer den Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen in mir wachrief, hatte ich jahrelang einen schweren Gewissens-zwang, mich zu entscheiden. Diese Jahre führten dazu, dass ich, sobald ich mich zum Unglauben durchgerun-gen hatte, es als meine Lebensaufga-be erachtete, anderen diesen Seelen-kampf zu ersparen und fortan haupt-sächlich gegen die herrschenden Reli-gionen anzukämpfen, im besonderen gegen den politisch mächtigen Katho-lizismus und gegen den altorientali-schen Atavismus des jüdischen Glau-bens. Wie stark die religiöse Zwangs-neurose ist, zeigt sich in an sich nicht-

religiösen Juden, die dennoch am «Langen Tag» fasten und sich vorma-chen, es geschehe blass aus Pietät für ihre verstorbenen Eltern.

Kurz nach meiner Geburt wurde mein Vater nach Japan versetzt, wo ich mei-ne Kindheit verbrachte. Vor Ausbruch des Russisch-Japanischen Krieges (1904/05) hatten wir eine abenteuerli-che Fahrt auf einem österreichischen Laster mit Landungsaufenthalt in China, Indien und Ägypten (wir waren 4 Monate unterwegs), bis wir in Wien an-kamen, wo meine Schulung begann. In Mussestunden verschlang ich alle Bü-cher von Lefcadio Hearn über japani-schen Buddhismus und studierte an der Universität Sanskrit. Meine erste Prosa-schrift (Simmel zitiert aus dem Büchlein in seinem Roman «Lieb Va-terland magst ruhig sein») «Wozu wir leben», mit dem Untertitel «Die Unmo-ral Gottes», bestand hauptsächlich aus Originalzitaten buddhistischer Texte in Übersetzung.

In der Mittelschule hatten die Juden ei-nen indolenten Religionslehrer, der uns zum Tempelbesuch am Sabbath

zwang; zum Glück wurde er in den Oberklassen durch einen hochgebildeten Rabbiner ersetzt, der seinen Stolz darein setzte, uns in jeder Beziehung zu bilden. Immer vor Stundenschluss schoss er eine sonderbare Frage an uns, wie: «Habt ihr mal Heines Gedicht „Die Disputation“ gelesen?» Natürlich suchte jeder diese beissende Ironie der Glaubensthesen zu lesen. Ein andermal zeigte er auf einen von uns und fragte: «Hast du heute morgen Gebetriemen gelegt?» Verlegenes Gestammel. Darauf der Professor: «Warum willst du mich anlügen. Sag doch lieber ehrlich, nein, Herr Professor, ich glaube nicht daran.» Ein anderer, den ich immer in gutem Andenken halten werde, erklärte uns: «Ich tue meine Pflicht, aber ich werde euch nie geistigen Zwang auferlegen.»

Vater hatte in der Monarchie enge Beziehungen mit dem Hochadel. Einmal kam er heim und sagte: «Heute hat Markgraf P. mir angeboten, dich in den diplomatischen Dienst zu bringen, wenn du dich taufen lässt.» Meine Antwort war, dies wäre doch eine Unehrllichkeit und Heuchelei; warum soll in einen Unsinn mit einem anderen vertauschen?

Mein Sanskritlehrer und Freund, Prof. Geiger, warnte mich, als Jude zu versuchen, eine Professur zu bekommen; gab es doch fast täglich schon vor Hitler Schlägereien gegen tschechische Studenten, obwohl die meisten Namen in Wien Verdeutschungen slawischer Namen sind. Steiermark (die Hauptstadt Graz hieß kroatisch Gradec = Burg) und Kärnten waren durch Landraub und Benachteiligung der Kroaten zwangsgermanisiert worden. Und da es mir um den Kampf gegen die judeo-christlichen Religionen ging, beschäftigte ich mich privat mit Semitik, so dass ich nicht von den fachherkömmlichen Übersetzungen abhängig war, und setzte auseinander, dass europäische Juden mit Semiten nichts zu schaffen haben und dass sie nicht über sogenannten Antisemitismus klagen dürfen, solange sie im heutigen Zeitalter fremdartige Bräuche altorientalischer Hirten befolgen (Speisetaus, Mondkalender etc.), die Europäern scheinen, dass es sich um eine eigene Rasse und nicht bloss um eine Religionsgemeinschaft handle. (Die angeblichen «Rassemerkmale» sind durch Inzucht erhalten und verstärkt worden.)

Und schliesslich kam die Politik hinzu. Unsere Richtlinie ist Toleranz im einzelnen, aber Parteigenossen müssen Atheisten sein. Ich spezialisierte mich in diesem Rahmen in der Freidenkerarbeit und war auch, vor der Hitlerzeit, in der Internationale proletarischer Freidenker tätig.

Otto Wolfgang, London

Der Pressefonds

ist stets für Spenden empfänglich.
Postcheckkonto 80 - 488 53
der Geschäftsstelle der FVS.
Besten Dank!

Das unverständliche Verbot

Sie sass mir gegenüber im Zug und wir kamen ins Gespräch, obschon wir beide Lesestoff bei uns hatten.

«Ich hab' immer gern gelesen», erzählte sie, «schon mit sieben, acht Jahren las ich, was mir in die Hände kam. Bücher hatten wir damals kaum zu Hause, das rentierte nicht. Nur so 20-Groschen-Romane fand ich einmal, versteckt vor uns Kindern, in einem Wäschekorb. An den Titel der einen Serie erinnere ich mich gut — er hieß: 'Die schöne Krankenschwester'. Die las ich alle, wenn's nicht anders ging, mit Kerzenlicht. Und Papierfetzen im Clo, Zeitungen, den «Beobachter», Heftli.

Später dann schenkte uns eine Tante gute Kinderbücher. Vom einen weiss ich zwar den Titel nicht mehr, doch fand ich's phantastisch, dass die Schweiz einst von lauter Wald bedeckt war, und in diesem Wald lebten Menschen, von denen eine Gruppe gelernt hatte, für dauernd ein Feuer zu hüten.

Später, als wir vom Dorf in die Stadt gezogen waren, ging ich jeden Sonntag in die Bibliothek, immer gleich nach der sogenannten Christenlehre, der religiösen Unterweisung für Kinder um dreizehn Uhr. Und da fragte mich einmal der Vikar, der die Bücher herausgab, ob ich eben in der Kirche gewesen sei. Ich bejahte erstaunt. Daraufhin sagte er, ich solle meiner Mutter ausrichten, zur Kirche dürfe ich in diesem Kleid nicht mehr kommen. Auf mein schüchternes Warum? erfuhr ich, dass ein sozusagen ärmelloses Kleid, dass nackte Arme in der Kirche nicht gestattet seien.

Was war denn an meinen Armen nicht recht? Ich war zehnjährig und war auf dieses unverständliche Verbot hin zornig betroffen. Wir hatten nicht viel Geld, doch war meine Mutter Schneiderin, und sie hatte mir aus wenig

Stoff ein hübsches rotes Kleidchen für den Sonntag genäht, mit kurzen Volant-Ärmelchen. Und es war Sommer und sehr warm.

In der kleinen Stadt gab es glücklicherweise auch eine Arbeiterbibliothek, die trotz der Krisenjahre von den Gewerkschaften aufgebaut worden war. Diese Bibliothek entdeckte ich zwei Jahre später und damit eine ganze neue Welt. Das war eine schöne Zeit.

Ich wusste damals ja noch nicht, dass ein Kind, das ständig liest, sich damit auch eine Distanz zur Wirklichkeit zu schaffen wünscht. Trotzdem lernte ich dank den Büchern unter anderem verstehen, warum die Kirche so unsinnige Verbote erlässt, wieso sie mit der Verneufelung des menschlichen Körpers den Menschen zu beherrschen versucht.

Es ging und geht der Kirche um Macht über uns. Und da hat sich im Grunde genommen seit meiner Kindheit nichts geändert. Der Papst erlaubt sich wie eh und je, Vorschriften zum Beispiel für das Intimleben zu verkünden. Statt uns des Lebens zu freuen, sollen wir stets Ängste und ein schlechtes Gewissen haben, denn ein gesunder Mensch kann diese Vorschriften nicht befolgen. Aus dem Gefühl der Sündhaftigkeit der Gläubigen schöpft die Kirche ihre unheimliche Macht. Und von ihrer Macht und dem Reichtum, der ihr dadurch zufliest, trennt sich die Kirche nicht.

Das Buch und heute auch Kino und Fernsehen sind Tore zur Welt; sie können uns auch Mitgefühl lehren und uns unterhalten. Wer zu lesen und zu schauen versteht, auch die Zwischenstöße beachtet, ist nie allein, er hat Verständnis für sich und den Menschen. Heute weiss ich auch, dass Verbote, Vorschriften und Zensur die